

2]

Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Verechtiqte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Geldt.)

„Ja,“ sagt Miffel lebhaft. „Ein freier Mann, das sage ich auch. Du begreiffst wohl, Per, daß ich nicht Millionär bin — hä hä hä!“ Miffel erscheint dieser Gedanke so lächerlich, daß er im Husten und Schleim fast erstickt. Denn die Pfeife nimmt er nicht aus dem Mundwinkel heraus. „Nein, hä hä, ich bin ein freier Mann. Ich kann den Schwarzen vorspannen und ich kann ihn, hol's der Teufel, auch wieder abspannen, wenn es mir paßt.“ Ein schalkhaftes Blinzeln zeigt sich in Miffels Schweinsaugen. „Ja, Du warst also Dragoner, Per. Ich hätte es sein sollen, sie würden mich schon genommen haben, wenn ich nicht diesen kleinen Fehler gehabt hätte.“ Miffel grinst beim Gedanken an seinen Buckel.

„Ich glaube, Du seist zu Schaden gekommen bei einem Unfall, Miffel,“ jagt Per.

„Nein, ich bin, hol's der Teufel, damit geboren, hä hä . . . aber dann wurde ich Frachtwagenführer. Du begreiffst wohl, dann hatte ich doch auch mit Pferden zu tun. Und sieh einmal, hä hä hä — ja, das weit Du wohl nicht, aber wenn ich zum Schwarzen sage — nun sollst Du einmal sehen — wenn ich ihn nun mit der Peitsche dreimal an der linken Seite berühre und dann sage: Du bist tot, du bist totgeschossen, dann hinkt er und kann nicht mehr gehen! Hä hä hä — kannst Du's sehen.“

Per ist sehr erstaunt, denn es stimmt, was Miffel jagt.

„Siehst Du, das hast Du nicht gedacht. Aber sobald ich zu ihm sage: Hü! Gott! — siehst Du — dann rennt er, hol's der Satan, wie ein Hirsch — hä hä hä . . . ich kann Dir sagen, Per, es hätte ein Virtuspferd aus ihm werden können, wenn er nicht diesen Höcker auf dem Rücken gehabt hätte, hä hä hä, genau so wie . . .“ Er lacht, daß ihm die Tränen die Backen hinunterlaufen.

So fährt Miffel noch eine Weile fort.

Leute, die an ihnen vorbeikommen, sehen dem Wagen nach, und in den Fenstern der Häuser am Wege taucht ein Antlitz neben dem andern auf. Das reiche grelle Sonnenlicht, das seinen Glanz ringsum auf alles Frische und Schöne und Grüne wirft, das da wächst, entblößt nämlich unbarmherzig die Erbarmungslosigkeit des Mobiliars auf dem Wagen. Es ist ein Armerleutezug mitten in der hellen strahlenden Herrlichkeit des Sommers.

Die beiden kleinen Kinder schlafen, und Sophie ist nicht weit davon entfernt. Es wirkt einschläfernd, so vom Wagen hin und her gerüttelt zu werden. Per hört nicht mehr auf Miffels Reden. Er sitzt da in seine eigenen Gedanken versunken und spuckt einmal über das andere in den Staub des Weges hinein. So eifrig fant er an seinem Stück Kautabak herum.

Ein Mann wie er mag wohl genug zu bedenken haben.

Endlich sehen sie vor sich einen Dorfkrug. Miffel schwenkt in elegantem Bogen zum Tore hinein. Hier standen ein paar Bauern und ein Bauernschlächter in seinem weißen Staubmantel. Sie lachten über diesen Aufzug, stießen sich gegenseitig mit den Ellenbogen an und näherten sich.

„Wer ist dieser Mann?“ fragte der eine Bauer so ganz unschuldig.

„Das ist, wenn Du nichts dagegen hast, Miffel Krat vom Knurrhause,“ antwortete Miffel und spuckte aus.

„Das ist in der Tat ein schöner Gaul, den Du da hast!“ Der andere Bauer schlug klatschend mit der Hand auf den Buckel des Tieres. „Ist er nicht ein wenig mit den Kamelen verwandt?“

„Ha ha ha“ und der Schlächter fügte laut und spöttisch neckend hinzu: „Ja, irgend etwas Ausländisches ist, hol's der Satan, an dem Tier.“

Sie amüsierten sich und lachten höhnisch über Miffels Gaul. Miffel antwortete ihnen überhaupt nicht. Er stand ganz ruhig da und nahm dem Schwarzen das Kopfgeschirr ab; dann steckte er seine fünf Finger in die Mähne und klopfte dem Tier auf den Hals. Aber er war etwas blaß geworden.

Sophie und die Kinder waren in den Krug hineingegangen, aber Per stand dabei und hörte die Worte an. Er atmete hastig durch die Nase. Und das war, weil sie Miffel Krats armen schwarzen Gaul verhöhnten.

Dann jagte der eine Bauer, um sich über Miffels Sabbern lustig zu machen: „Du verlorst etwas auf Deiner Weste, guter Mann.“

„Ha ha ha!“ Da trat Per Hoft schnell hinzu und fragte, was sie eigentlich mit diesen höhnischen Worten bezweckten.

Aber die Bauern standen breitbeinig da, steif und selbstbewußt und lachten nur noch mehr. Da sah Miffel, daß es in Pers Augen funkelte und bligte, und er packte seinen Arm. „Komm, Per,“ jagte er und zog ihn mit sich fort ins Krugzimmer hinein.

„Sind Bauern immer so?“ fragte Per.

„Bauern sind verschieden. Aber wenn sie so sind, wie diese hier, dann sind es elende Menschen,“ antwortete Miffel Krat in einem traurigen, erfahrenen Ton.

Die anderen im Torwege sprachen von ihm, dem Jungen. „Das schien ein Wichtigtuer zu sein.“ Mit ihm wollten sie noch ihren Spaß haben. Dann baten sie den Stallknecht, eins ihrer Pferde so zu plazieren, daß es in die Sade und Matratzen des Jüders hineinbeißten konnte. Der Stallknecht war Sklave genug, um sich ihnen zu fügen.

Dann gingen auch sie in den Krug hinein. — —

Nach einer Weile erscheint zuerst in der Krugtür Miffel, dann die Goltfamilie, darauf die beiden Bauern und der Schlächter.

Per streitet sich mit ihnen herum. Der Schlächter beginnt mit einem Handelsreisenden zu sprechen, der noch hinzugekommen ist. Aber die beiden Bauern hängen sich an Per.

Als sie nun ins Tor hineinkommen und Per sieht, daß das fremde Pferd seine armselige Matratze zerrissen hat, begreift er sofort den Zusammenhang und fragt, wem das Pferd gehört.

„Das Pferd, das gehört mir,“ antwortet der eine Bauer mit einem hänselnden Lächeln.

„Willst Du den Schaden bezahlen?“ fragt Per in einem Ton, der zeigt, daß noch warmes Blut in seinen Adern rollt. Aber der Bauer lacht aus vollem Halse und schlägt gegen eins der hervorstechenden Stuhlbeine, daß es abfliegt.

„Solch verfaulter Kram, das ganze Trecksuder ist noch keine 25 Vere wert, ha ha ha.“

Da schlägt Per ihm mit Blüheschnelle die geballte Faust ins Gesicht, so daß er rücklings auf den Boden fällt.

Sophie, die dicht daneben steht, sieht ganz ruhig zu, als dächte sie: Ja, das geschieht ihm recht.

Der Bauer, der nicht geschlagen wurde, schreit laut und ruft den Schlächter, er möchte doch in den Stall kommen, dort wäre der Räuber.

Aber Miffel beeilt sich mit dem Anspannen des Pferdes. „Schnell,“ flüstert er Sophie zu, „la uns machen, daß wir fortkommen.“

Der Schlächter tritt groß und breit vor Per hin. Seine Peitsche hält er wie einen Stab in der Hand.

„Was geht hier vor sich, mein Junge?“

Sowohl Miffel als Sophie flüstern: „Komm nun, Per, steig raus, komm, komm!“

„Ich muß dies hier erst noch erledigen,“ antwortet er ganz ruhig.

„Was soll solch Grünichnabel, wie Du bist, erst noch erledigen?“ fragt der Schlächter und schlägt Per mit der Peitsche.

Im selben Moment hat der Schlächter das Stuhlbein an den Kopf, so daß das Blut auf seinen weißen Staubmantel herabrieselt und er zur Pumpe muß, um das Blut abzuwaschen.

„Ja, er ist bei Gott ein Räuber,“ ruft der eine Bauer. „Ach Herr des Himmels, dies hier sieht nicht gut aus!“

Der Krugwirt erscheint. „Es ist gut, daß Du kommst, Jensen, denn hier im Stall ist ein schlechter Mensch.“

Miffel und Sophie bitten wieder Per von neuem, aufzusteigen.

Aber Ber steht ganz ruhig, mit dem Stuhlbein in der Hand und den Rücken an das Fuder gelehnt, als stände er auf Wache. Sein Unterkiefer ist stark vorgehoben und er runzelt die dichten zusammengewachsenen Brauen.

Er erklärt dem Krugwirt, wie die Sache zusammenhängt.

„Ja,“ antwortet der Krugwirt. „Dabei ist nichts zu machen. Diese Leute hier sind die angesehensten Leute der Gemeinde, und ich kann ja wohl sehen, wer Du bist. Nach nun, daß Du fortkommst! — So so so! — Nichts mehr davon. Fort mit Euch! Fort! Nach, daß Du fort kommst“ . . .

Als der Wagen wieder auf der Landstraße fuhr, standen die Bauern im Torweg und riefen Ber nach.

Wittel Krat aber lachte leise vor sich hin und setzte das ungefähr eine viertel Meile lang fort.

Auch Ber bekam seine gute Laune wieder und Sophie ebenfalls. Sie waren durch diesen Auftritt im Stall ganz munter und fidel geworden. (Fortf. folgt.)

Der Krieg gegen Dänemark.

I.

Als Bis mar d, im Augenblick der höchsten Not berufen, um die widerpenntigen Fortschrittler unter den Abjakt seiner Junkertiesel zu treten, sich im Innern einigermaßen häuslich eingerichtet hatte, gab ihm eine Frage der auswärtigen Politik, die er wünschte, Gelegenheit, Kaltblütigkeit und Eisensternigkeit des erfahrenen Babanquespielers zu erproben und die Revolution von oben in die Wege zu leiten. Denn dieser unfehlbare und scharfblickende Politiker erkannte zu Recht, daß, wer den Eierfuchsen der deutschen Einheit baden wollte, festlich Eier zerbrechen mußte: nur die Revolution von oben konnte jenen Einheitsstaat schaffen, der Anno 1848 der Revolution von unten so schmächtig zerronnen war. Der skrupellose Spieler sah auch den Weg klar vor sich: Oesterreich mit seinen Kronländern mußte als der Staat, der wirtschaftlich nach dem Mittelmeer statt nach Nord- und Ostsee gravitierte, abgeschoben werden; die deutsche Bourgeoisie war durch Erfüllung ihrer nationalen Forderungen über die unvermeidliche Enttäuschung bei ihren liberalen Wünschen hinwegzutörfen; für die Hohenzollern mußte ein fetter Happen abfallen, und auch dem Junkertum würde man unter dem Dach des neuen Reiches ein warmes und behagliches Plätzchen sichern.

Die schleswig-holsteinische Frage gab 1864 Anlaß, den ersten entscheidenden Schlag zu wagen. Seit einem Menschenalter etwa war diese Frage nicht mehr von der Tagesordnung sowohl der internationalen Kabinette wie des deutschen Volkes verschwunden. Die beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein waren seit Olms Zeiten durch eine Personalunion mit Dänemark verbunden und führten, unzweifelhaft deutsche Gaue, von Kopenhagen aus wenig behelligt, ein zufriedenes Sonderdasein — die schleswig-holsteinische Mitterkchaft freute sich sogar der engen Verbindung mit dem Königreich, weil ihrer viele an der gefüllten Staatskrippe Dänemarks festen Unterhand fanden. Auch erkannten noch im Jahre 1846 die Holsteiner Stände an, daß die finanzielle Belastung der Herzogtümer im Verhältnis zu der des Königreichs durchaus gerecht bemessen sei.

Wenn nun trotzdem die Verhältnisse Schleswig-Holsteins plötzlich eine deutsche und weiterhin eine internationale Frage werden konnten, so sprachen dabei mehrere Umstände mit. Der Wiener Kongreß hatte die Verbindung zwischen Norwegen und Dänemark gelöst, und für diesen kleinen Staat schien jetzt mehr wie vordem die enge Verbindung mit den Herzogtümern im Süden eine Lebensnotwendigkeit. Diese Verbindung drohte aber überhaupt abgeschnitten zu werden, da in absehbarer Zeit das dänische Königshaus im Mannesstamm erlöschen mußte. Wie es auf alten Efelshäuten verzeichnet stand, konnte nämlich die Krone der Herzogtümer nicht wie die dänische in weiblicher Linie vererbt werden und fiel also beim Aussterben der männlichen Linie in Dänemark dem Herzog von Augustenburg anheim. Das zu verhindern, strebte Friedrich VI. danach, die weibliche Erbfolge auch auf Schleswig und Holstein auszubehnen, von denen dieses zum Deutschen Bunde gehörte. Der dynastischen gesellte sich aber eine nationale Frage. Wie in allen einigermaßen entwickelten Ländern erhob auch in Dänemark die bürgerliche Klasse eine Standarte mit liberalen und nationalen Forderungen. Da aber Dänemark allein zu klein war, um dem süßen Flug nationaler Gedanken zu genügen, wiegte sich diese Partei in den Traum des Scandinavismus ein, der Verbindung der drei nordischen Reiche zu einem wirtschaftlich und politisch mächtigen Ganzen, dessen Hauptstadt Kopenhagen wäre. Voraussetzung dafür war aber ein national geschlossenes Dänemark und daher die Abstößung rein deutscher und mit Deutschland irgendwie verknüpfter Teile. Daher gab diese Partei die Lösung aus: Verzicht auf Holstein und Annexion Schlesiens — ihr Schlagwort lautete: Dänemark bis zur Eider!

Die Gelüste Friedrichs VI. und der sogenannten Eiderbänen entfesselten aber nationale Gefühle auch in der bürgerlichen Klasse Deutschlands. Je weniger sie im Vormärz unter dem harten Dru-

des Absolutismus und der Büttelwillfür sich mit innerpolitischen Fragen abgeben durfte, desto mehr erhobte sie sich für Probleme der auswärtigen Politik. Zudem war die Frage, was mit den Herzogtümern werden sollte, wirklich für die deutsche Bourgeoisie von weittragender Bedeutung; denn seit sie ihren Blick auf das Weltmeer gerichtet hatte und von einer Eroberung des Weltmarktes schwärmte, erhobte ohne weiteres der handelspolitische Wert, den der Besitz der schleswig-holsteinischen Küste für sie haben mußte. So erklang denn auf allen deutschen Leierfäden das „Schleswig-Holstein, meerumjungen!“ — in allen liberalen Herzen glomm stille Reigung für die unterdrückten Brüder mit den blauen Augen und dem flachsenen Haar, und dem Bundeitag wurde zum Vorwurf gemacht, daß er dem dänischen König wegen seiner rechtswidrigen Gelüste auf die Herzogtümer nicht unsanft auf die Finger klopfte. Als dann die Danisierungsbestrebungen in Schleswig immer offenkundiger wurden, und Friedrich VI. in seinem Offenen Brief den endgültigen Gewaltstreik in der Thronfolgefrage vorbereitet, erließ der Bundeitag doch eine sanfte Mahnung nach Kopenhagen. Aber im Grunde genommen, waren alle Mächte darin einig, daß die Rechte der Herzogtümer nicht auf Kosten der „Integrität“ der dänischen Monarchie gewahrt werden dürften, und daß der Status quo in dieser Hinsicht zu erhalten sei — Metternich für seinen Teil zeterete noch darüber, daß die Unsturzpartei in Deutschland das Banner Schleswig-Holsteins entfaltet und alle törichten Köpfe damit in Verwirrung gesetzt habe, und stellte geradezu den Antrag, die beiden deutschen Großmächte sollten mit allen Mitteln gegen den „revolutionären Unfug“ einschreiten.

Der „Unfug“ der Märzrevolution von 1848 brachte denn auch die schleswig-holsteinische Frage zum Klappen. In Deutschland war für eine kurze Spanne die liberale Bourgeoisie aus Muder gekommen, deren nationales Bekenntnis eine Erlebigung des Streitpunktes in ihrem Sinne heischte: das will sagen, durch Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch und Einverleibung der beiden Gaue in den Deutschen Bund. Auf der anderen Seite hatte in Kopenhagen die radikale Partei der Eiderbänen die Eide der Staatsmacht eingenommen und ging tatkräftig ans Werk, ihre Lösung: Dänemark bis zur Eider! wahrzumachen. So war der Zusammenprall unvermeidlich. Die Herzogtümer erhoben die Fahne des bewaffneten Aufstandes, schufen ein Heer und setzten eine provisorische Regierung ein. Aus allen Ecken und Enden Deutschlands strömten Freiwillige herbei, und um Hilfe angerufen, sahen sich auch Deutscher Bund und Preußen unter dem Dru der revolutionären Bewegung gezwungen, ihre Bataillone gegen Dänemark marschieren zu lassen. Aber obwohl Wrangel als Oberbefehlshaber der preußischen und der Bundestruppen die Dänen bis über die jütische Grenze vor sich hertrieb, wurde der Feldzug doch von preußischer Seite ohne rechten Ernst geführt: einmal, weil Friedrich Wilhelm IV. letzten Endes in dem Befreiungskampfe der Schleswig-Holsteiner nur eine gottverfluchte Rebellion gegen die angestammte Obrigkeit sah, und zum zweiten, weil Rußland und England, eifersüchtig auf einen möglichen Machtzuwachs Preußens, mit ihrer Einmischung drohten. Auf Rußlands und Englands Betreiben kam dann der schmächtige Waffenstillstand von Malmo zustande, dessen schmächtige Genehmigung durch die Deutsche Nationalversammlung den blutigen Frankfurter Barrikadenkampf am 18. September 1848 entfesselte.

Als nach Ablauf dieses Waffenstillstandes im Frühjahr 1849 der Feldzug wieder begann, fehlte ihm, im Zeichen der auf Gelegenheiten lauenden Gegenrevolution, erst recht jeder revolutionäre Glanz. Mochten die Strandbatterien von Ederförde ein glorreiches Gefecht gegen zwei dänische Kriegsschiffe liefern, mochten Bayern und Sachsen die Düppeler Schanzen erklimmen, mochte auch die schleswig-holsteinische Armee sich heldenmütig schlagen, die preußischen Regimenter unter Wittich verzettelten, weil Friedrich Wilhelm IV. der Revolution nicht die Kasanien aus dem Feuer holen wollte, so Zeit wie Kraft, und bald gab die Berliner Regierung in einem Waffenstillstand und dann in einem Frieden, am 2. Juli 1850, die Herzogtümer den Dänen völlig preis. Die Schleswig-Holsteiner jochten weiter. Aber nach der Schmach von Olmütz erklomm Preußen den Gipfel der Schande, indem es sich gemeinsam mit Oesterreich anschickte, im Auftrag des Bundesrats durch bewaffnete Bundesexekution die Herzogtümer zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen und ihrem „rechtmäßigen Herrn“ wieder zuzuführen. Preußen stimmte auch demütig zu, als Rußland, England, Frankreich und Oesterreich im Mai 1852 in dem Londoner Protokoll festsetzten, daß die „Integrität“ des dänischen Gesamtstaates ein europäisches Bedürfnis sei, daß darum im Königreich wie in den Herzogtümern die Thronfolge sich im Mannesstamm vererben solle, und daß Thronerbe also, unter Ausschluß des Augustenburgers, Prinz Christian von Glücksburg sei, der dem jüngeren Zweig der schleswig-holsteinischen Linie angehörte.

So war die schleswig-holsteinische Angelegenheit nicht minder schmächtig im Sande verlaufen als die deutsche Revolution, und wie Freiligrath bei der Kunde von dem Waffenstillstand zu Malmo über die „Dänenschande“ geknirscht hatte, so zürnte Arndt jetzt aus der Seele des deutschen Bürgertums, das auch in Kurheffen die Befestigung der Verfassung auf dem Wege einer Bundesexekution hatte geschehen lassen:

„Wohl vieles wird vergehen und vergessen,
Doch nimmer Schleswig-Holstein, nimmer Hessen.“

Im Sturm.

Nach dem Finnischen von W. P.

I.

„Reines“, oder richtiger: „unvermishtes“ Brot war hoch oben im nördlichen Karelien — zwischen dem südöstlichen Kaimu und Rußland — selbst auf dem Tisch der Reichen eine Seltenheit.“ In Knochatti besonders hätte es vor noch gar nicht langer Zeit als eine wahre Sünde gegolten, wenn jemand sich erlaubte hätte, das ganze Jahr hindurch reines Brot zu essen. Nun, das tat ja allerdings auch niemand, am wenigsten Mileise Perttu und seine Familie.

Dieser Perttu hatte in seinen jungen Jahren die Dummheit begangen, sich am unfruchtbarsten Teil des Sammal-Lampis (Sees) hart am Rande der Wüste, anzusiedeln. Dort rang er nun mit Sumpf und Sand um das Brot für sich und sein Weib und brachte alljährlich pünktlich einen neuen Sprößling zur Taufe. So ungnadig ihn denn bald eine zahlreiche Kinderchar, und die Anni, sein Weib, klagte ja auch oft, „Gottes reicher Segen drücke sie ganz nieder“; das Brot allerdings, das blieb in gleicher Fülle aus, obwohl der Probst nie müde ward, zu versichern, die Ansiedelung Sammal-Lampi werde sich mit der Zeit dank des zahlreichen Nachwuchses von Arbeitskräften zu einer wahren Idealkolonie entwickeln. Zumeist fügte er dann noch hinzu: „Der Herr, der die Kinder gibt, der wird auch für sie sorgen.“

Bis auf weiteres mußte Anni ja allerdings noch selbst für sich sorgen und sich täglich den Kopf zerbrechen, um auch nur das Notwendigste herbeizuschaffen. Inzwischen machte Perttu draußen das Land unbar; sein Leben war ein ständiger hartnäckiger Kampf mit sumpfigen Aedern, Morästen und den Tieren des Waldes. . . .

Da die Not trotz allem und allem jedoch nicht weichen wollte, beschloß Perttu eines Tages die Grenze des Waldes vor seiner Hütte ein wenig hinauszuschieben, um auf diese Weise neues Ackerland zu gewinnen. Mitten in der Arbeit überraschte ihn der Waldhüter, jedoch der fragte und fadelte nicht lange: im Handumdrehen hatte Perttu für einige Zeit freie Kost und Logis im Gefängnis zu Kuopio. Während er dort bei Wasser und Brot die Strafe verbüßte, wurde es wieder Sommer.

Die Sonne schien hell und lustig, als Perttu das kleine Kuopio hinter sich ließ. Dann und wann glückte ein Kukud auf den Ahhängen des Leppivaara und hier und da schrien die Drosseln, als er sich gegen Abend der Heimat näherte.

Ein heißes Freundesgefühl überkam ihn, als er in der Ferne die blaue Fläche des Sammal-Lampi erblickte und hoch an dessen Ufern sein wogendes Roggenmeer. . . .

Dann aber dachte er an sein kurzgehorntes Haar, an diesen Schandstempel, den sie ihm in der Stadt — für all und jeden sichtbar — aufgedrückt, und dieser Gedanke quälte ihn sehr.

„Wie soll ich mich nur so den Menschen zeigen, ja selbst Anni und den Kindern?!. . .“

Er gab sich Mühe, diesen Gedanken zu verschrecken, aber seine Schritte wurden doch immer unschlüssiger und langsamer, je näher er dem Hause kam.

Wenn doch wenigstens Anni nicht daheim wäre! — Und richtig — sie ist nicht da: sie ist mit Siski draußen und wirft die Kege aus, nicht mal das Voot ist zu sehen; auf dem Hofe aber herrscht ein wahrer Heidenlärm.

Perttu lauscht.

Das ist das dünne Stimmchen des kleinen Antti und das ist Thomas — der weint, ja, Thomas weint, obgleich er doch um fast drei Jahre älter ist. . . .

Er wäre ja gern auf die Kinder zugegangen, gewiß, aber nein, das konnte er nicht, das konnte er nun doch nicht — die eigenen Kinder so mit dem kalten Schädel ersprechen. . . . Ueberdies fühlte er plötzlich eine tiefe Mattigkeit, so daß er sich unter die Birke am Wege setzen mußte, um zu ruhen und die kurze Pfeife zu stopfen. Während er da saß, ging ihm so mancherlei durch den Kopf, vor allem, ob es nicht doch besser sei, das Land hier fallen zu lassen und in die Stadt zu ziehen; — in der Stadt, hieß es, da lebte ein tüchtiger Arbeiter so schlecht nicht, jedenfalls brauchte er da nicht zu hungern. . . . Andererseits aber war es doch so leicht nicht, sich von dem Land zu trennen, von diesem Land, mit dem er sein Leben hingebracht und dem er sich doch so verwandt fühlte im Grunde seines Herzens.

Ueber diese Erwägungen verstrich der Abend. Erst in tiefer Nacht stahl sich Perttu wie ein Dieb ins Haus; am nächsten Morgen aber gab sich Anni den Anschein, als gewahre sie die Veränderung an ihm nicht. Ach, sie hatte sie gesehen, gewiß, sie mußte sogar den Kindern etwas gesagt haben; ja, sie hatte ihnen sicherlich verboten, irgendwelche Fragen an ihn zu stellen, denn sie sagten kein Sterbenswörtchen und sahen nur schen zu ihm auf.

II.

Als der Herbst kam, waren die Haare schon wieder soweit gewachsen, daß man sie richtig kämmen konnte; draußen auf dem Acker stand nun auch schon der Roggen schmittreif.

Perttu sah dem Winter diesmal diesmal getrost entgegen. Aber es kam alles anders, als er gedacht hatte, denn war noch lange vor Beginn des Winters die Lage verzweifelt, so wurde sie, je weiter der Winter

* Im hohen Norden, wo das Korn sehr teuer ist, wird das Mehl mit gemahlener Birkenrinde vermischt.

fortschreitet, schlimmer und schlimmer! Nach Neujahr kam auch noch der Nachbar mit der Mitteilung, die Armenkasse stelle die Unterstützung ein, keinen Heller gebe es von nun an mehr. Gestern erst habe der Armenvorsteher vor der Kirche gesprochen: Der Staat, habe er gesagt, könne sein Geld nicht weiterhin einfach zum Fenster hinauswerfen; der Boden in Knochatti sei schließlich nicht schlechter als anderswo, und die Ansiedler von Knochatti könnten arbeiten, wie andere auch.

Perttus Familie, an alle möglichen Schicksalsschläge gewöhnt, überwand auch diesen, ja es dauerte nicht einmal sonderlich lange, da waren schon fast alle wieder auf den Beinen. Die, deren Kleider noch einigermaßen standhielten, durchstreiften die umliegenden Dörfer, bettelten und haufierten mit selbstgefertigten Schnitzereien, die anderen — die Mehrzahl — saßen hungrig und frierend daheim.

Um diese Zeit langten die Zwillinge an.

Perttu seufzte still und fuhr sie selbst in des Nachbarns Wagen zur Taufe. Als er heimkehrte, erwartete ihn der Dorfkrämer, der hatte eine Forderung an ihn und konnte nun, wie er sagte, beim besten Willen nicht umhin, die Hütte zu versteigern. Ach, er stand ja selbst vor dem Bankrott. Perttu bettete und bat, aber es half alles nichts, der Krämer brauchte Geld — zum Ersten hatte er einen Wechsel einzulösen, der raubte ihm seit Wochen den Schlaf, und vor allen Seiten mahnte und bedrängte man ihn, ja, da blieb ihm eben nichts übrig, als selbst hart zu sein.

Das Jüngste der Zwillinge starb noch vor der Versteigerung, und so hatte denn Perttu nur noch acht Kinder, als er von Knochatti auszog. Bohin er nun sollte, wußte er eigentlich selbst nicht; er meinte ja allerdings, das beste sei in die Stadt, aber da traf er beim Dorf Markkula eine Wanderchar, die auf der Suche nach Brot und Arbeit gen Rußland zog, und da sie noch immerhin einigen Probant hatten und ihn aufforderten mitzuziehen, bedachte er sich nicht lange und schloß sich ihnen an.

III.

Es war ein stiller klarer Morgen, als die Schar im Gänsemarsch, einer hinter dem andern, aus Markkula über die Ebene der aufgehenden Sonne entgegenzog. Scharen zottiger verhungertes Hunde gaben ihr das Geleit, trottelten mit bis weit in die Ebene hinaus, machten zögernd Halt, reckten die Schnauzen gen Himmel und heulten ihr nach. . . .

Die Wälder lagen feierlich schimmernd im Strahlenglanze des Reifes; hin und wieder lönte ein Strachen und Klirren. . . . ein Gluckien, da barst irgendwo das Eis oder ein härtiger Zapfen stürzte sich aus der Höhe herab. Die Schar pilgerte still hinter der Zammernmähe her, die schaufend den Schritten mit den kleinsten Kindern und den Schwächlichsten zog; dies Schwanen, das Knirschen der Rufen und dann und wann das Klirren und Schluchzen waren die einzigen Laute in der Stille.

Das Wetter war klar.

Ganz plötzlich aber jagt ein Wind daher, Schneeflocken tanzen — in wenigen Sekunden schwinden die Höhenzüge in der Ferne — die Hümpel — die blauen Striche der Wälder, ein weißer wehender Mantel hüllt im Nu die Ebene ein. Der Wind erstarrt, er bricht sich laut pfeifend Bahn, schlägt blindlings um sich mit den eisigen Fittichen und peitscht ein wildes weißes Gestöber vor sich her.

Die Schar schreitet schneller aus. — Schwere Wolken hasten über den Himmel, ein Heulen und Zischen setzt ein, spitzige Nadeln prallen ins Gesicht, blendend die Augen. . . . der Wind wächst zum Sturm und hüllt Menschen und Wälder, Himmel und Ebene in weiße Wirbel ein.

„Da — ein Stück Brot, Antti, damit du weiter kannst,“ ruft Thomas seinem Bruder zu, der leuchtend neben ihm geht.

„Vorwärts, — um Gotteswillen, vorwärts!“ schreit Michail-Paawo, der Führer. „Es ist knapp eine Viertelmeile bis Kolkila!“

Eine Frau neben ihm bricht zusammen und bebt kreischend an, Plänen zu singen. Er richtet sie auf und sucht sie durch Zureden zu ermutigen. Schweigend führt Perttu sein Weib, das sich nur mit größter Anstrengung hält; den einen Arm hat er um ihren Leib gelegt, im andern trägt er das zweitjüngste Kind.

Vieleiten strauchelt einer in der Reihe, wankt und bricht zusammen. Die Währe versinkt bis an die Brust im Schnee — aber wer wollte jetzt an ein Pferd denken? Die Luft ist so angefüllt mit Schnee, daß niemand den anderen erkennen kann. Hier und da fällt das Auge auf einen am Wege hingeleierten Körper, aber die Gefahr ist am höchsten: helfe ein jeder sich selbst. Das kreischende Weib läßt die Hand Paawos fahren und sinkt in den Schnee, — er merkt es nicht. . . .

„Vorwärts“, murmelt er unaufhörlich, „vorwärts. . . . Wir sind verloren. . . .“

Die Mehrzahl folgt noch. Thomas und Antti haben ein Weichen gerührt und irren nun weiter — ohne eine Spur von den andern zu sehen. Einmal nur — dicht am Wege — eine halbverschneite Frau. . . .

„Antti,“ schreit Thomas, „Antti. . . das war doch nicht die Mutter. . . .“

Antti aber zerrt ihn schweigend weiter.

Da drüben sieht Michail-Paawo mit weit aufgerissenen Augen, aber sie erscheinen Antti, als er an ihm vorbeistampft, seltsam leblos und starr. Der Brotant in seiner Faust muß schon sehr

fest angefroren sein, denn er fällt nicht Herab als Antti zert und rüttelt.

Die Vordersten im Trupp sind in Schweiß gebadet und fiebern vor Durst; einige laufen unaufhörlich Schnee, aber der brennt und sticht wie leibhaftiges Feuer. . . Die Mehrzahl wird von Verzweiflung gepackt. Einmal noch ein letztes Aufraffen — einmal noch — dann kommt die große tiefe Ruhe; die Angst, die Todesangst ist fort — verweht, zerföhren — im Sturm, im Schnee, die Lider werden bleiern schwer und fallen zu — die Kälte dringt auch jetzt bis ins Mark, aber sie ist schon kein Schmerz, keine Pein mehr, sondern nur ein feines, leises, wohliges Prickeln; die Wangen blähen sich auf und werden maßlos dick und rund; es blüht und flimmert vor den Augen, alles tanzt und wirbelt und dreht sich, — dann aber bricht ein weiches, klingendes Dunkel herein und mit ihm ein köstliches Gefühl von Wärme und Ruhe. . .

Thomas und Antti stützen einander noch immer; sie kämpfen vereint vorwärts, erklettern einen Hügel, gleiten von ihm herab — und wieder Ebene — und wieder Hügel — und wieder — immer weiter und weiter. . .

Hier ist noch niemand gegangen, nicht die kleinste Spur ist zu sehen. Aber es ist, als schreite jemand hinter ihnen.

Antti machte einen Augenblick Halt und glaubt den Vater zu erkennen, der irgend etwas mit sich schleift; aber wo ist denn das Schwesterchen, das er trug, das Schwesterchen — — und — — die Mutter? Aber Thomas läßt ihm nicht Zeit zum Sichenbleiben und zieht ihn weiter.

Sie tranken weiter, obgleich es schon völlig dunkel ist.
„Nur einmal ruhen!“ stöhnt Antti. „Nur einmal. . .!“

Aber Thomas ist unerbittlich; er schleppt ihn gewaltsam mit sich fort, obzäh das Blut ihm selbst wie Feuer durch die Adern rinnt.

Endlich blinkt ein Licht. . .

Thomas hat plötzlich das Gefühl, als müsse er den Mund aufreißen und laut alle anderen rufen, aber die Kehle ist ihm wie zugeschnitten, er bringt nichts als ein Stöhnen hervor. Wie im Traum hört er durch den Sturm die Hunde an schlagen — dann weiß er von nichts mehr. Noch aber hält er instintiv den Bruder bei der Hand und zieht ihn mit sich. . .

Ihre Kräfte sind völlig erschöpft; aber das Ziel ist erreicht. — Die Bauern von Tokkila stürzen ihnen entgegen, den heiser klaffenden Hundeln nach.

Fragen über Fragen.

„Großer Gott, was für Menschen!“
„Wo kommt ihr nur her in dem Schneesturm?“
„So spricht doch. . .!“
„Da — der Mann schleift ja eine Leiche mit sich —“

In der Hütte bemühen sich die Bauern sundenlang um Antti — vergebens. Inzwischen schlafen die Kinder am Feuer ein; Berthu aber lauert stumm davor, stiert in die Glut und begreift nichts von alledem, was um ihn her vorgeht.

Am Morgen erst vermochte Thomas nach und nach von dem Zug durch die Steppe zu berichten, denn von Berthu, der noch immer am Feuer hockte, hörte man — wie auch von Antti — nie ein Wort mehr.

Tags darauf legte sich der Sturm und die Sonne strahlte in voller Pracht. Ueber die Steppe lag ein köstlich schimmerndes Tuch gebreitet, gleichsam ein gigantisches lüßles Totentinnen, an den Zweigen der Sträucher aber hingen sprühend und leuchtend Myriaden diamantener Tränen.

Im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, wurden in der Steppe sechzehn rohgezimmerte Kreuzte errichtet; seit dieser Zeit trägt sie den Namen „Die Steppe der Sechzehn“ oder „Das Hungertal“.

Kleines Feuilleton.

Von den Grenzen der menschlichen Wahrnehmung.

Die Schärfe der Vergrößerungsgläser, die einerseits in den Fernrohren, andererseits in den Mikroskopen benutzt werden, hat im letzten Jahrhundert eine großartige Entwicklung erfahren, deren Krönung gegenüber der Welt des unendlich Kleinen das Ultramikroskop gewesen ist. Unter gewissen Voraussetzungen gestattet dies Instrument sogar, Teilchen wahrzunehmen, die als Moleküle betrachtet werden können. Gegenstände, deren Gewicht selbst die feinste Waage nicht mehr zum Ausschlag bringt, können so noch in den Bereich des menschlichen Auges gerückt werden. Im allgemeinen ist für die besten Mikroskope eine Vergrößerung um den 1500. bis 2000. Betrag, des Durchmessers die stärkste Vergrößerung. Wo das Auge überhaupt nicht mehr ausreicht, darf man noch hoffen, in ultraviolettem Licht mit seinen außerordentlich kurzen Schwingungen Bilder mit der photographischen Platte zu gewinnen.

In den Gewichtsmessungen ist der Mensch immerhin auch zu einem erstaunlichen Grade der Feinheit gelangt. Eine gute chemische Waage, wie sie in jedem Laboratorium zu finden ist, gestattet anstandslos die Messung eines Gewichtunterschieds, der nur den 10. Teil eines Milligramms beträgt, und besonders feine Waagen

zeigen auch noch den 100. Teil eines Milligramms zuverlässig an. Dieser Triumph ist zu gleichen Teilen der Wissenschaft und der Technik zu verdanken und beruht hauptsächlich auf der Auswahl der Stoffe, aus denen die Waage verfertigt wird. Auch auf die Aufstellung muß dabei die größte Vorsicht verwendet werden, damit die Messungen nicht durch äußere Einflüsse gestört werden. In dem internationalen Institut für Maße und Gewichte, das sich in Meudon befindet, sind zum Beispiel einige Waagen auf einem besonderem Fundament aufgestellt, das sich ohne Verührung mit dem Gebäude tief in den Boden hineinsetzt. Wer die Waage benutzen will, muß sich mehrere Meter davon entfernt halten, weil schon der Hauch des Atmens die Temperatur in der Umgebung der Waage verändern und eine Ungenauigkeit herbeiführen würde. Die Ausschläge des Zeigers werden bei den genauesten Waagen mit dem Mikroskop beobachtet. Man kann so zur Messung von einem tausendstel Milligramm fortchreiten.

Auch diese Wunder der Messungskunst sind jedoch bereits übertriften worden durch die berühmte Waage, die vor etwa zwei Jahren der große englische Physiker und Chemiker William Ramsay entdeckt hat. Die Fähigkeit dieser Waage geht bis zur Feststellung einer Gewichtsschwankung von 0,000 000 003 Gramm. Der Waageballen dieses einzigartigen Apparats ist aus Quarz verfertigt, das nicht nur wegen seiner Härte, sondern auch wegen seiner fast völligen Unempfindlichkeit gegen Temperaturschwankungen unvergleichliche Möglichkeiten darbietet. Die Waage ist in ein metallisches Gehäuse eingeschlossen, das mit einer Luftpumpe verbunden ist. Ramsay führt damit die Abwägung von wenigen Kubikmillimetern eines Gases aus, wobei er sich der Änderungen des Luftdrucks zur Feststellung des Gleichgewichts bedient. Er braucht überhaupt keine Gewichte, sondern statt ihrer die Luft, deren Druckschwankungen an einem Manometer abgelesen werden. Die winzige Gasmenge, die gewogen werden soll, wird zunächst in einer Quarzflasche auf der einen Seite der Waage untergebracht, und dann das Gleichgewicht durch die Luftpumpe wiederhergestellt. Eine sinnreiche Vorrichtung gestattet, die Spitze des Quarzfläschchens abzubreaken, so daß das Gas entweicht. Nun wird von neuem das Gleichgewicht bewirkt und an dem Druckunterschied das Gewicht ermittelt.

Es ist die Frage, ob mit diesen Messungen schon die äußerste Grenze erreicht ist. Ramsay selbst hat darauf Nein geantwortet. Durch das Mikroskop lassen sich noch kleinere Gewichtsmengen feststellen. So ist es gelungen, eine Heliumprobe wahrzunehmen, die noch fünfzehnmal weniger wog als jene von Ramsay mit der Waage gemessene Menge, und noch feiner sind manche chemischen Erkennungsmittel. Zu diesen gehört vor allem der Geruch, denn es ist nachgewiesen worden, daß von einer Mischung von Alkohol mit Schwefelwasserstoff noch ein Tröpfchen wahrgenommen werden kann, das einem Gewicht von 0,000 000 000 001 Gramm entspricht, und selbst damit ist die menschliche Weisheit noch nicht zu Ende, sondern ein Elektroskop kann vom Natrium eine Dosis anzeigen, die noch 10mal kleiner ist, also nur einen milliardsten Teil eines Milligramms wiegt.

Aus dem Tierreiche.

Antarktische Riesenwale. In das große Museum für Naturgeschichte in London haben einige neue Bewohner ihren Einzug gehalten, die auf einen achtungsvollen Empfang Anspruch machen konnten. Es sind Wale aus dem südlichen Eismeer, die durch eine Expedition nach Süd-Georgien erbeutet worden sind. Der Führer dieser Reise hatte den erfahrenen „Zoxydermisten“, den Tierausstopfer des Museums als Begleiter erhalten, und dieser wußte die Tierleichen, auch die der gewaltigen Meerlänger, bestens zu behandeln. Eine Walfanggesellschaft übernahm dann die Fortschaffung dieser Gepäckstücke, die zusammen die Kleinigkeit von 166 Zentnern wogen, unentgeltlich.

Drei Arten von Walen sind in dieser Sammlung vertreten. Zunächst der Blauwal (Balaeoptera sibbaldi) der zu den größten aller Walarten gehört. Das Exemplar, dessen Reste jetzt nach London gebracht worden sind, maß volle 30 Meter und war damit das zweitgrößte, das bisher überhaupt bekannt geworden ist. Leider ist es nicht möglich gewesen, den Riesenleib als Ganzes zu erhalten, doch sind die Knochen derart konserviert worden, daß sie genau in Gips nachgebildet und zur Aufstellung gebracht werden können. Außerdem ist das Rückbein, ein Rumpfwinkel und die Ohrknochen vorhanden. Der Wirbel stellt eine enorme Knochenmasse dar und übertrifft weitaus die Wirbel der riesigen Reptilien aus der Kreidezeit.

Die weiteren Bestandteile der Sammlung betreffen einen gewöhnlichen Finnwal, der die Größe des Blauwals nicht erreicht, aber doch bis 25 Meter lang wird, und ferner einen Dackelwal, der fast im ganzen Weltmeer verbreitet ist, jetzt aber in mehreren Arten unterchieden wird. Die im südlichen Eismeer wohnende Art hat den Namen Megaptera islandica erhalten. Es sei noch bemerkt, daß das größte Tier des Britischen Museums bisher der bekannte Diplodokus aus der amerikanischen Kreide war, der auch im Berliner Museum in einem von Carnegie geschenkten Abguss aufgestellt ist. Das Skelett dieses Tiers bleibt jedoch um fast 5 Meter hinter der Länge des Blauwals zurück. Wale des südlichen Eismeres sind bisher in den europäischen Museen nicht vertreten gewesen.